



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Boden faßt, so war bald dem kleinen Martin ein an seinen allzu frühen Eintritt in die Welt erinnernder Beinname gegeben, der nur zu oft auch die Ohren der eiteln Mutter traf. Diese war nach dem Tode des Schwiegervaters auch die geschäftliche Stütze ihres Mannes geworden; sie gab seiner mangelnden Initiative den nötigen Mut, und sie trug nicht nur dazu bei, den Umsatz im Geschäft zu vermehren, sondern veranlaßte auch ihren Mann zu dem Abschluß von Lieferungs- und Differenzgeschäften, deren zuerst nur geringfügige Spekulationen glückten. Ihr Ehrgeiz war jetzt, die Heimat zu verlassen und den Schauplatz, der sie an ihre armselige Jugend, an ihre Demütigungen und ihren Fehltritt erinnerte und der sie gleichzeitig durch die fortwährende Unterstützung beengte, welche von ihren Eltern und Geschwistern beansprucht wurde, mit einem größern Wirkungskreise zu vertauschen. Ihr Ziel war Berlin, und so lange wußte sie ihren Mann anzustacheln, bis endlich diese Übersiedlung vor sich ging.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Kaiser von China. In einem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit der Welt sich auf die Frage konzentriert, ob nächstens ein Krieg zwischen Frankreich und China ausbrechen wird, werden einige Mittheilungen, die der North China Herald über die Person und die häuslichen Verhältnisse des jetzigen Beherrschers der Chinesen bringt, nicht ohne Interesse sein. Der gegenwärtige „Sohn des Himmels“ ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren und in seinem Palaste streng abgeschieden von der Welt. Das Gebäude, welches die sieben Zimmer des Kaisers enthält, befindet sich im Mittelpunkte einer weiten, mit Mauern umgebenen Fläche und liegt eine halbe englische Meile von der Südpforte entfernt, durch welche die Staatsminister den Raum betreten. Nach der Hofetikette müßte diese Straße zu Fuße zurückgelegt werden, doch gestattet man den bejahrten Herren den Gebrauch eines Wagens. Da der Kaiser als ein halbgöttliches Wesen angesehen wird, so müssen alle, die sich ihm nähern, auf die Knie fallen, was selbst von seiner Mutter gilt. In seinem ersten Jahre wurde der himmlische Potentat der Impfung unterzogen, jetzt aber kann er nicht wieder geimpft werden, da es als todeswürdiges Verbrechen betrachtet wird, seiner Person mit einem schneidenden oder stechenden Werkzeuge zu nahen. Seine Mutter besucht ihn nur einmal des Monats, wahrscheinlich weil die Zeremonien, die sie dabei zu beobachten hat, zu sehr anstrengen. In den kaiserlichen Gemächern ist der Fußboden mit europäischen Teppichen belegt, und die Divans sind mit rothem chinesischem Filz überzogen, auf welchen Drachen und Phönixe gestickt sind. Vor der Thür des Hauptzimmers hängt ein schwerer Vorhang, der im Winter das Eindringen kalter Luft verhindert, und der im Sommer durch ein Geflecht aus dünnen Bambusstäbchen ersetzt wird, welches kühlende Winde hindurchläßt. Wenn der Monarch von 250 Millionen Menschen durch die Sitte zu einem einsamen Leben wie in einem Gefängnisse verurteilt ist, so hat man den Trost, zu wissen, daß er sich innerhalb der Ummauerung, in der sein Palast steht, den Genuß der freien Luft gestatten darf. Er reitet hier spazieren, übt sich im Bogenschießen und macht kleine Schlittenpartien. Jeden Tag verwendet er anderthalb Stunden auf das Studium der chinesischen Sprache und ebensoviel Zeit auf Erlernung des Idioms der Mandschu, der Kriegerkaste, zu welcher die kaiserliche Dynastie gehört. Seine Dienerschaft besteht aus Eunuchen,

unter denen einem die Pflicht obliegt, darüber zu wachen, daß der Kaiser sich nicht zu sehr den Tafelfreunden hingeebe. Sehr wahrscheinlich würde der jugendliche Monarch sich mit Vergnügen von seinen Elektrifiziermaschinen und hundert andern ausländischen Kuriositäten, die ihn umgeben, trennen, wenn er dafür etwas mehr Ungezwungenheit und Befreiung von peinlichen Herkömlichkeiten eintauschen könnte.

Der deutsche Schulverein in Deutschland. Von dem Schriftführer des Allgemeinen deutschen Schulvereins in Deutschland, Dr. Vormeng in Berlin, geht uns folgendes mit der Bitte um Abdruck zu:

Im 32. Heft Ihrer geschätzten Zeitschrift findet sich ein Aufsatz: „Der deutsche Schulverein in Osterreich,“ welcher die Ziele und Aufgaben dieses Vereines beleuchtet. In einer Anmerkung äußert sich der Verfasser über den deutschen Schulverein in Deutschland folgendermaßen: „Der von ihm [dem Wiener Vereine] völlig getrennte deutsche Schulverein mit dem Zentralsitze in Berlin hat nur die Deutschen außerhalb Osterreichs, zunächst die in Ungarn und Siebenbürgen im Auge.“

Daß der allgemeine deutsche Schulverein in Deutschland mit dem Zentralsitze Berlin nur die Deutschen außerhalb Osterreichs im Auge habe, ist ein Irrtum, den ich im Interesse der großen nationalen Sache, welcher unser Verein dient, berichtigen zu müssen glaube.

§ 1 der Vereinsstatuten sagt: Der deutsche Schulverein hat den Zweck, die Deutschen außerhalb des Reiches dem Deutschtum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen.

Hiernach wäre es ganz statutenwidrig, Cisleithanien, wo in den gemischt-sprachigen Bezirken das Deutschtum in der schlimmsten Weise bedrängt wird, von der Vereinsthätigkeit auszuschließen. Das Gegenteil ist der Fall. Wir arbeiten, soweit es nur immer unsre Mittel gestatten, für die Deutschen in Cisleithanien. Da aber der Wiener Verein seine Thätigkeit ausschließlich auf Cisleithanien erstreckt, so wäre es für einen Verein mit gleichen Zielen im deutschen Reiche gewiß ebenso notwendig als billig, seine Bestrebungen nicht an ein bestimmtes Gebiet zu binden, sondern sie allen Landsleuten zu Gute kommen zu lassen, die in ihrer Muttersprache und ihren Sitten bedrängt werden, sei es wo es sei. Und da waren es denn vor allen Dingen die Siebenbürger Sachsen, welche unsrer bedurften gegenüber den Vergewaltigungen der Magyaren. Der Wiener Verein konnte und wollte in Transleithanien nicht thätig sein.

Wenn der Verfasser hervorhebt, daß der Wiener und der Berliner Schulverein vollkommen getrennt seien, so ist das richtig. Eine Trennung war geboten, weil die östereichischen Vereinsgesetze eine solche forderten. Diese Trennung in der Organisation schließt jedoch ein herzliches Einverständnis nicht aus. Daß letzteres besteht, kann ich bezeugen.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes die Reichsdeutschen, welche sich für die Deutschösterreicher interessieren, auffordert, einer östereichischen Ortsgruppe des dortigen Schulvereines beizutreten, so ist dagegen nichts zu erinnern, falls solche Reichsdeutsche auch Mitglieder des allgemeinen deutschen Schulvereins in Deutschland sind. Letzteres sollte jeder Deutsche sein, der sich des ungestörten Gebrauches der deutschen Muttersprache erfreut, er sollte es sein aus Pflichtgefühl, um den Landsleuten, welche in Sprache und Sitten bedrängt werden, seine Sympathie und seine Bereitwilligkeit zum Helfen zu beweisen.

Zur Fremdwörterseuche. Die zuerst in diesen Blättern unter der Überschrift „Die Fremdwörterseuche“ und nachher in besondrer Ausgabe unter dem

Titel „Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen“ erschienene Schrift des Direktors des Herzoglichen Museums zu Braunschweig Dr. Herman Kiegel hat vielseitig Aufmerksamkeit erregt und auch in den regierenden Kreisen, auf die der Verfasser besonders gerechnet hatte, die gebührende Beachtung gefunden. In verschiedenen deutschen Staaten sind Kiegels Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen, und besonders haben einige deutsche Fürsten der Sache ihre lebhafteste Teilnahme zugewandt. Die Könige von Baiern und Sachsen, sowie der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Altenburg und mehrere andre Fürsten haben ihre Ministerien auf die Angelegenheit hingewiesen. Der Großherzog von Baden hat dem Verfasser ein sehr anerkennendes Handschreiben zukommen lassen. Wir können alle Einzelheiten über diesen erfreulichen Erfolg hier nicht mitteilen, geben aber als ein besondres hoffnungsreiches Anzeichen einer guten Wirkung das Handschreiben wieder, welches der Großherzog von Weimar an den Verfasser gerichtet hat. Dasselbe lautet:

„Mit großem Interesse und Vergnügen, mein werter Herr Dr. Kiegel, habe Ich von Ihrer Broschüre über die Reinigung unsrer Muttersprache Kenntnis genommen, denn diese verdienstliche Arbeit zeugt von der wahrhaft deutschen Gesinnung, welche wohl vorauszusetzen war bei einem Manne, der im Dienste eines der ältesten und berühmtesten deutschen Fürstengeschlechter und als Bürger einer der ältesten und ehrwürdigsten deutschen Städte der Pflege vaterländischer Kunst und Technik seine Kräfte widmet.

Ihre Broschüre ist daher auch bereits in Händen Meines Staatsministeriums, dem Ich dieselbe mit der Weisung übergeben habe, mit erneueter Sorgfalt darüber zu wachen, daß bei der Verfassung amtlicher Berichte alle unnötigen Fremdwörter vermieden und die Reinheit der Sprache gepflegt werde.

Eine solche Obhut, mit voller Autorität für die ganze Nation, bald einer deutschen Akademie übertragen zu sehen, ist längst einer Meiner ernstesten Wünsche, zu dessen Verwirklichung nach Kräften beizutragen Ich als Pflicht empfinde, sowohl dem Vaterlande gegenüber als auch aus Treue für die Traditionen Meiner Vorfahren, die durch Gründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ dereinst Gleiches zu erstreben bemüht waren.

Wenn Ich auch erst spät dazu komme, Ihnen diese Antwort zu geben, so werden Sie doch aus dem Gesagten entnehmen, daß die verstrichene Frist keine verlorene war und daß Ich Ihnen für Ihre wertvolle Mitteilung aufrichtigst dankbar bin.

Weimar,
den 31. Mai 1883.“

Ihr Ihnen wohlgeneigter
Karl Alexander.

Die Giebelfelder des königlichen Schauspielhauses in Berlin. Es dürfte dem größern Publikum kaum bekannt sein, daß der Gedanke, das königliche Schauspielhaus in Berlin mit einer Sandsteinverblendung zu versehen, schon längere Zeit die zuständigen Kreise beschäftigt hat, und daß man in diesen Kreisen pro oder contra zu der Frage Stellung genommen hat.

Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, die ein solches bis jetzt wohl ohne Präcedenz dastehendes Verfahren verursachen müßte, deren man jedoch, wie es scheint, vollkommen Herr geworden ist, hatten die Gegner des Planes sehr triftige anderweitige Bedenken, während die Freunde desselben einen fast ausschließlich idealistischen Standpunkt zu vertreten hatten. Führte man auf seiten der letzteren

an, daß die Pietät gegen Schinkel wenn an irgend einem Bau, so an diesem gebieterisch erheische, daß man die edelste und zugleich populärste Schöpfung Schinkels in einer des Meisters würdigen Weise zu erhalten suchen müsse, und daß der klassisch schöne Aufbau des Hauses schon für sich allein den Kostenaufwand einer Verblendung in echtem Material vollauf rechtfertige, so konnte von der andern Seite betont werden, daß diese bereitwillig zugestandene Schönheit der Fassade in keiner Weise in Einklang stehe mit der Brauchbarkeit des Grundrisses, der notorisch derartige Übelstände für die Benutzung des Hauses aufweist, daß man im Interesse der Zuschauer nicht minder wie in dem der Darsteller nur wünschen könne, die für die Sandsteinverblendung aufzuwendenden Mittel würden lieber zum Grundstock eines Kapitals für einen Neubau gemacht, der vor allen Dingen den Zuschauern atmungsfähige Luft und den Schauspielern in der rauhen Jahreszeit eine gleichmäßig temperirte Atmosphäre gewährte, die zugleich frei wäre von den mephitischen Gerüchen einer gewissen Örtlichkeit, welche gegenwärtig ihre Dünste direkt auf die Bühne ausströmen läßt. Diesen beiden Forderungen gegenüber, die, wenn auch nur für einen beschränkten Zeitraum, geradezu Lebensbedingungen genannt werden müssen, kommen andre Übelstände, wie z. B. die Dürftigkeit und die einseitig von der Bühne angeordnete Lage der Ankleideräume und Probefäle, erst in zweiter Linie in Betracht.

Wenn es vorläufig scheint, als hätten die Vertreter der Sandsteinverblendung gesiegt, so möchten wir diesen Erfolg jedoch nur als ersten Schritt auf der Bahn zur Herbeiführung besserer Zustände ansehen, denen als zweiter eine zweckmäßige Bühnenheizung und eine rationelle Luftzuführung oder eine Erneuerung des Zuschauerraumes zu folgen haben wird.

Nachdem der Landtag im vorigen Winter die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, begann man etwa zu Anfang Juni d. J. mit der Sandsteinverblendung, und anscheinend wird bis zum Schluß der diesjährigen Bauperiode etwa die kleinere Hälfte des ganzen Hauses fertig werden.

Die Wirkung ist, soweit die Rüstungen und der noch unfertige Zustand der Fugung ein Urteil erlauben, die denkbar beste, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die mancherlei Vorzüge der äußern Erscheinung des Hauses, die mannichfaltige Gliederung desselben und doch auch wieder seine herrliche Gebundenheit zu einem harmonisch geschlossenen Ganzen, noch um einen weiteren vermehrt erscheinen werden durch den Zauber, der in der Tönung des gewachsenen Steins liegt. Daß es doch dem Schöpfer des Hauses vergönnt gewesen wäre, sein Werk in so edler Gewandung zu schauen!

Was die Ausführung betrifft, so wird augenscheinlich jede einzelne Form, jedes Architekturglied mit der sorgfältigsten Objektivität in Sandstein wiedergegeben, ja sogar kaum sichtbare Teile, wie z. B. die Wandvertiefungen für die Traufrohre, werden, wenn wir von der Straße aus richtig gesehen, in echtem Material hergestellt.

Nur einer Partie des Hauses scheint wunderbarerweise das Sandsteinmaterial versagt bleiben zu sollen: den bildwerkgeschmückten Giebelfeldern! Wäre dies nicht der Fall, so müßten bei dem gegenwärtigen Stande der Verkleidung die Bildhauerarbeiten für die in diesem Jahre in Betracht kommenden Giebel mindestens bereits in Auftrag gegeben sein, und davon hat bisher, so viel uns bekannt, in Bildhauerkreisen noch nichts verlautet. Es scheint demnach die Ansicht begründet zu sein, daß die Bildwerke der Giebelfelder in dem bisherigen Zustande, d. h. in einem mit Olfarbe gestrichenen Gipsguß, sogenanntem „Stuck“, der Nachwelt erhalten bleiben sollen, während doch das gesamte übrige Haus mit echtem Stein verkleidet wird!

Ohne eine Kunst irgendwie der andern gegenüber (wenn man überhaupt von mehreren Künsten sprechen darf) herabsetzen zu wollen, möchten wir doch fragen: Welches höhere Anrecht auf echtes Material hat denn ein winziges Kyma, ein Zahnschnitt am Hauptgesims vor dem Teile des Hauses voraus, an welchem sein schönster Schmuck zur Geltung, ja seine wahre Bestimmung, nämlich die der Menschendarstellung, zur handgreiflichen Erscheinung kommt? Wo steckt der Baukünstler, der es kalten Blutes zu Wege gebracht hat, sich diejenigen Partien, welche den Alten als ausschließlich dem gottgeweihten Tempel zustehend galten, mitten in der gesamten übrigen Sandsteinverkleidung in Ölfarbe gestrichen zu denken? Denn daß er überhaupt gedacht hat, wollen wir zu seiner Ehre annehmen. Oder soll etwa der ganze übrige Bau, um Konformität mit den Giebelfeldern herzustellen, hinterher auch mit Ölfarbe überpinselt werden?

O Ölfarbe! Schon einmal wurde mit dir in Berlin der gleiche Vandalismus verübt (am jetzigen Hotel der englischen Botschaft in der Wilhelmstraße), schon einmal decktest du mit deiner Lederhaut die Entwicklungspuren herrlich gewachsenen Steines. Soll es mit dem einen male noch nicht genug sein?

Denjenigen, die es angeht, rufen wir hiermit auch in aestheticis ein ernstes Videant consules zu, welches sie beherzigen mögen, so lange es noch Zeit ist!

Ein Akt der Rache. Es wird unsre Leser erheitern, zu hören, daß die Behandlung, die wir gelegentlich Herrn Engel und seinem sogenannten Magazin für die Literatur des In- und Auslandes haben zu Teil werden lassen, nicht ohne rächende Folgen geblieben ist. In der Nummer des Magazins vom 1. September dieses Jahres, die wir dem geneigten Leser zum Studium empfehlen, falls er sie irgendwo erwischen kann, schwingt Herr Max Schasler seinen kritischen Speer gegen Niemanns Roman „Bakchen und Thyrsoträger,“ der vor einem Jahre in den Grenzboten publizirt wurde. Herr Schasler ist von dem Roman nicht erbaut, durchaus nicht. Der Roman mißfällt ihm in dem Maße, daß er das Publikum davor warnen möchte. Er fürchtet, das Publikum könnte durch denselben mißleitet und verführt werden. Vor allem tadelt er, daß der Verfasser platonische Weisheit wieder aufwärme. Er gesteht, daß ihm Platon schon auf der Schule unleidlich gewesen ist. Wir wollen das glauben. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß der Platon Herrn Schasler mißfiel, als dieser Herr auf der Schulbank saß, und wir vermuten, daß dies seinem Ordinarius dieselbe Meinung von dem jungen Schasler einflößte, die wir von dem alten haben. Wir können uns denken, daß es nicht allein Platon war, der ihm unleidlich erschien, sondern daß auch Aristoteles, Xenophon, Thukydides und Sophokles ihm das Leben nicht verfußten. Und später auf der Universität und im fernern Lebenslaufe werden Hegel, Fichte, Schelling, Kant und derartige Leute, auch Shakespeare, Goethe und Molière das Unglück gehabt haben, ihm zu mißfallen, denn es ist gar kein Grund anzuführen, warum einer von diesen ihm hätte tief erscheinen sollen, wenn Platon ihm trivial vorkam, wie er sagt. Und so wurde Herr Schasler denn nach und nach, was er jetzt ist. Im besondern tadelt er Platons Ansicht vom Wesen der Schönheit, welche Niemann zitiert. Er hält Platons Meinung für phantastisch, konfus, unreif. Es wird ihm wohl auch in der Schule schon so ergangen sein, aber es wäre gewiß belehrend, Herrn Schaslars Meinung die des Platon korrigiren zu hören. Dann wirft er Niemann vor, nicht zu wissen, wo die Havel fließt, da er von einer „Pommerschen Havelbahn“ rede. Vielleicht ist er ein Nachkomme jenes Kritikers, der Voltaire vorwarf, nicht zu wissen, daß Friedrich der Große König von Preußen sei, da er in seinem „Candide“ diesen König als „König der Bulgaren“ vorführe.

Wir unsrerseits brauchen unsre Ansicht über Niemanns Roman nicht auszusprechen, denn die Thatsache, daß wir ihn in dieser Zeitschrift abdruckten, spricht deutlicher, als Worte sprechen können. Wir erwähnen nur, daß die bedeutendsten Organe der Presse den Roman für den geistvollsten der neuern Zeit erklärt haben, und der Umstand, daß er jetzt in mehrere andre Sprachen übersetzt wird, bestätigt unsre gute Meinung von ihm.

Literatur.

Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Von Andrew Hamilton. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen überetzt von Rudolf Diehtz. Zweiter Band. Berlin, R. von Decker's Verlag, 1883.

Wie im ersten Bande des Hamiltonschen Werkes die in Rheinsberg verlebte Jugendzeit Friedrichs des Großen im Mittelpunkte der Darstellung stand, so bildet das Leben des Prinzen Heinrich, der von seinem Bruder Rheinsberg erhalten hatte und sich meist hier aufhielt, den Kern des zweiten Bandes. Mit liebevoller Sorgfalt hat der Verfasser die Thätigkeit wie das geistige Leben des hochbegabten, in vielen Dingen an seinen großen Bruder erinnernden Prinzen zu erforschen gesucht, und fleißig hat er den allenthalben zerstreuten, überreichen Stoff zusammengetragen, und wenn er auch nicht gerade neues gefunden hat, so ist es ihm doch gelungen, eine überaus anziehende, lebensvolle Schilderung von dem Treiben Heinrichs und seines Hofes zustande zu bringen, die kein Leser, ohne Genuß gehabt zu haben, aus der Hand legen wird. Ungezwungen schließen sich noch einige prächtige Bilder aus der Mark Brandenburg an die Beschreibung des Schlosses Rheinsberg und seiner großen Zeit an, in denen Hamilton nach Fontanes Art geschichtliche Erinnerungen mit der Schilderung von Land und Leuten verbindet. So werden Köpfernitz, die Remusinsel, die Stadt Rheinsberg, der Menzer Forst, die Haide, Bechlin, Jernikow, Orte und Gegenden, die zu Friedrichs und Heinrichs Aufenthalt in Rheinsberg in Beziehung stehen, ausführlich geschildert, wobei der Verfasser ein feines Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Landschaft wie für die Art der Bewohner zeigt. Auch auf mancherlei Personen und Zustände der Gegenwart kommt er zu sprechen, und die Ansichten, die er dabei äußert, die Urteile, die er fällt, deuten stets auf einen kenntnisreichen und einsichtsvollen Mann. Eines seiner Urteile meinen wir hier anführen zu sollen, da es in dem Munde eines Engländers, wie um des Mannes willen, auf den es sich bezieht, nicht uninteressant ist. Er spricht von den Angriffen, welche der alternde Friedrich im eignen Lande erdulden mußte, und sagt dann: Unwillkürlich wird man daran erinnert, wie man im heutigen Berlin einen andern gewaltigen Mann behandelt, und man gedenkt der schönen Worte, die Goethe im Jahre 1778 über einen Besuch in Potsdam und Berlin an Merck schreibt. Dort heißt es am Ende: „Tausend Lichter gingen mir auf, und dem Alten Fritz bin ich recht nah worden. Da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen und zerrissenen Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören.“

Die Übersetzung von Diehtz scheint in jeder Hinsicht gelungen zu sein.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Karl Bartsch. Freiburg i. B. und Tübingen, F. C. B. Mohr, 1883. V und 404 S.

Unter diesem Titel hat der auf dem Gebiete der germanischen wie der romanischen Sprach- und Literaturforschung gleich ausgezeichnete Verfasser eine Reihe